

Palast
W. Barmen
Montag
Frühling
deute
chenschau
gelassen!
6 Uhr, 7.30 Uhr
IA
Wuppertal!
and
Steinhoff
Vortrag, Varietät!
13. Sonntag
zugelassen!
Odin
W. Barmen
Montag
Frühling
deute
chenschau
gelassen!
6 Uhr, 7.30 Uhr
W. Elberfeld
film:
alier
Maske
am:
neueste
SCHAU
4.30, 7.00 Uhr
pollo
W. Elberfeld
E!
Ploß Breuer
hka
itz Odemar
Lotte Lang
im u. die aller-
chenschau
4.30, 7.00 Uhr
ON
im Grenzland
Sturm
u. Mutter
Gustav Diehl
logir. Breuer
tsche Elsaß
chenschau
A w.
Barmen
de Tage
Schlagel:
ball
Fitz Benkhoff
v. Thellmann
r. Will Dohm
negger, u. a. m.
rühling, u. a. m.
chenschau
verboten!
Theater
Oberbarn
ORGE in
ksal
Uhlen, Werner
in wunderbares,
des Werk.
n Bergdorf
chenschau
So, ab 1.30 Uhr
gelassen!
W.
Barmen
Juli:
P. Hörbiger
le-Englisch
ud -
ensleid
ren Erlebnisse!
ioniere, K. m.
chenschau
ihre zugelassen!
POL
23. Juli 1942
den Bergen
wally
athayer
seinen Zutritt!
Theater
Schwink
Ehe
Paul Henckels
ihre zugelassen!
Uhr, 7.30 Uhr

General-Anzeiger

Wergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Wergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Elberfeld

Nr. 165 — 56. Jahrgang

Freitag 17. Juli 1942

Einzelpreis 15 Pfg.

Verfolgung in Richtung auf den unteren Don

Eisenbahnlinie Donezgebiet-Stalingrad überschritten / Luftwaffe verhindert geordneten Rückzug des Feindes
Britische Panzerkräfte in Ägypten zurückgeworfen / Wieder 17 Handelsschiffe mit 115000 BRT versenkt

Don. Aus dem Führerhauptquartier, 17. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Südbereich der Ostfront verfolgen schnelle Verbände östlich des Donez den Feind in Richtung auf den unteren Don. Die Eisenbahnlinie vom Donezgebiet nach Stalingrad ist überschritten. Zwischen den schnellen Verbänden im Rücken und in der tiefen Flanke des Feindes und den frontal nachdrängenden Infanterieverbänden befinden sich zahlreiche feindliche Divisionen, die stark vermischt und vielfach gesprengt nach Osten ausbrechen versuchen. Alle diese Versuche scheiterten bisher unter hohen blutigen Verlusten für den Gegner.

Die Luftwaffe unterstützte in rollenden Angriffen die vordringenden schnellen Verbände und verhinderte überall da, wo die Sowjets zu weichen begannen, den geordneten Rückzug. Bei Tag und bei Nacht wurden im hoch, Tief- und Sturzangriff marschierende Kolonnen, Verkehrsanlagen und Nachschubverbindungen bekämpft.

An den großen Operationen im Südbereich sind die verbündeten Truppen in starkem Maße beteiligt. Seit dem 29. Juni kämpft eine ungarische Armee an deutscher Seite. Seit den ersten Julitagen stehen eine italienische Armee, zu der auch das seit August 1941 an der Ostfront eingesetzte italienische Expeditionskorps gehört, ein rumänisches Armeekorps, das sich bereits in der Schlacht bei Charkow ausgezeichnet hat, sowie ein kroatischer Verband im Kampf gegen die Armeen Timoschenkos.

In überraschendem Vorstoß nahm ein schneller Verband einen sowjetischen Flugplatz. Hierbei wurden 50 Flugzeuge erbeutet oder zerstört.

Bei einem Luftangriff auf den Hafen Poti an der Kaukasus-Küste wurde ein schwerer sowjetischer Kreuzer durch eine Bombe schwersten Kalibers getroffen.

Der Brückenkopf Woronesch griff der Feind wieder vergeblich unter hohen Verlusten an. Im mittleren Frontabschnitt führten eigene Vorstöße und Stoßtrupp-Unternehmungen zu örtlichen Erfolgen. Nach Säuberung des unübersichtlichen Waldgeländes im Raum südwestlich Ryschew hat sich die Gefangenenzahl und die Beute gegenüber der Sondermeldung vom 13. Juli auf über 40 000 Gefangene, 220 Panzer, 738 Geschütze aller Art sowie 1660 Maschinengewehre und Granatwerfer erhöht.

In hohen Norden wurde die Murmanbahn an mehreren Stellen durch Bombenbombardement nachhaltig unterbrochen.

In Ägypten griff der Feind aus der El-Alamein-Stellung heraus erneut an. Die britischen Panzerkräfte wurden im Gegenangriff auf ihre Ausgangsstellung zurückgeworfen.

In Mittel-England wurde am gestrigen Tage ein Küstungswerk angegriffen und mehrere Werkschuppen beschädigt oder in Brand geworfen.

Einige britische Bomber führten in den frühen Nachmittagsstunden Störangriffe auf das norddeutsche Küstengebiet durch. Zwei der angreifenden Flugzeuge wurden abgeschossen.

Wie durch Sondermeldung bekanntgegeben, griffen deutsche Unterseeboote an der Westküste Afrikas einen stark gesicherten britischen Geleitzug an und versenkten aus ihm sechs Handelsschiffe mit 39 500 BRT. Andere Boote versenkten im Atlantik, vor dem Mississippi und vor dem Panama-Kanal zehn Schiffe mit 68 500 BRT und im nördlichen Eisemeer einen Transportschiff von 7000 BRT.

Damit verlor der Feind auf weit auseinander liegenden Kriegsschauplätzen, auf denen unsere Unterseeboote operieren, 17 Schiffe mit 115 000 BRT, seines kostbaren Frachtraums.

Die militärische Lage im Südbereich der Ostfront bleibt auch weiterhin durch die rastlose Fortsetzung der Verfolgungskämpfe bestimmt. Timoschenko hat vergeblich alle Anstrengungen gemacht, sich mit stärkeren Kräften zu fügen und eine Aufstellung auszubauen. Auch seine Bemühungen zur Heranführung von Reserven aus der Tiefe und zum Wiederaufbau der durchbrochenen Front sind vergeblich gewesen. Sie haben nur dazu geführt, daß auch die neu eingesetzten Kräftegruppen in schnellen Verfolgungen und Durchbruchkämpfen eingeschlossen und abgeschnitten wurden, so daß der bolschewistische Marschall jetzt wieder verzweifelt darum kämpfen mußte, diese Gruppen der Vernichtung zu entziehen. Aber auch diese seine

Absicht ist vereitelt. Er hat nur schwere Verluste dabei erlitten. Im Gesamtergebnis kann festgestellt werden, daß im Gebiet zwischen der Schwarzen Erde und der Steppe nicht nur der feindliche Aufmarsch zerrumpelt, sondern auch die feindliche Front vollständig durcheinandergewirbelt ist, ihre Bruchteile sind überall den Angriffen der deutschen Truppen ausgesetzt. Die für die Bolschewisten schon vor einigen Tagen verhängnisvolle Entwicklung, daß die angreifenden deutschen Truppen ihre Rückzugsbewegungen überflügelt haben, verschärft sich mehr und mehr, den weichen Truppen war der Rückzug nach Osten verlegt, so daß sie an den wenigen Verkehrs-Knotenpunkten aufeinander stießen und Verstopfungen herbeiführten, die nun wieder lohnende Ziele für die Angriffe jenseit der Luftwaffe bilden.

Von der feindlichen Seite wird der deutsche Erfolg zum großen Teile unserer vorbildlichen Organisation zugeschrieben. Das ist sicherlich richtig, bedarf aber der Ergänzung, daß eine solche Organisation nur dort möglich ist, wo eine übertragende Führung und der Angriffswille der Truppe die Voraussetzungen dafür geschaffen haben. Gerade diese Vorbedingungen aber fehlen bei den Bolschewisten, die mit ihrem Lob der deutschen Organisation tatsächlich nur die tatsächlichen und geländemäßigen Ergebnisse eines nur an einem Teile der Front angelegten Vorstoßes unterstreichen. Bei ihnen wirkt sich doppelt angreifend aus, daß sie auf den Ausbau des Verkehrsweins in dem jetzigen Operationsgebiet nie sonderlichen Wert gelegt haben. Straßen und Eisenbahnen dürfen bestenfalls als grobmäßig bezeichnet werden. Sie reichen zur Bewältigung der Aufgaben, die ihnen bei dem plötzlichen Rückzug gestellt sind, nicht aus, zumal die tatkräftige

Mitwirkung der Luftwaffe dazu geholfen hat, die wenigen vorhandenen Verbindungen zu zerschlagen und zu zerstören.

„Große Verlager“

Genf, 16. Juli. In der „Daily Mail“ vom 15. Juli nimmt der britische Militärschriftsteller Liddell Hart zu den jüngsten militärischen Ereignissen Stellung und schreibt dabei u. a., die militärische Führung der Sowjets sei sich einer derart spannungsreichen Krise gegenüber, daß man sie nur mit der vom Herbst vorigen Jahres vergleichen könne. Den Sowjets sei es während des letzten Winters nicht gelungen, die starken Geschäfte der deutschen Ostfront einzubrüchen. Die Deutschen dagegen verfügten, weil sie sich im vergangenen Winter und Frühjahr ihre Zielungen an der Ostfront nicht eindrücken ließen, über

ausgezeichnete Verbindungen. Dadurch, daß jetzt auch die wichtigste Eisenbahn-Verbindung der Sowjets durchbrochen wurde, hätten die Bolschewisten einen vernichtenden Schlag erlitten. Wäre man noch das Kräfteverhältnis ab, dann gelänge man zu dem Ergebnis, daß die Sowjets wahrscheinlich den Deutschen noch zahlenmäßig überlegen seien, die Deutschen aber über ein besseres Material sowie ganz allgemein über eine viel größere Geschicklichkeit in der Kriegsführung selbst verfügten. Auch ihr Nachschubapparat arbeite wesentlich besser. Fasse man alle diese Momente zusammen und bedenke man noch weiter, daß die Winter- und Frühjahrs-Offensiven der Sowjets große Verlager gewesen seien, dann müsse man sagen, daß Deutschland seinen Angriff mit ausgezeichneten Russen durchführe.

Bundesgenossen-Besuche in London

William Bullitt, de Gaulle und Edward Stettinius

WS. Stockholm, 17. Juli (Eig. Bericht.) Wie man jetzt erfährt, befindet sich William Bullitt gegenwärtig wieder in London.

Bullitt gehört zu dem intimsten Freundeskreis Roosevelts. Nachdem er in Moskau und später von 1936 bis 1940 Botschafter in Paris gewesen war, hatte man lange nichts mehr von ihm gehört. Die Rolle, die Bullitt vor allem in Paris gespielt hat, ist bekannt. Sie gehört zu dem dunkelsten Kapitel der Vorkriegsgeschichte. Die Fäden eines weitgespannten internationalen Intrigen-Netzes liefen damals in seinen Händen zu-

sammen. Seine Hauptaufgabe bestand darin, die Verständigung zwischen Berlin einerseits und Warschau und Paris andererseits zu hintertreiben. Der Erfolg ist bekannt, allerdings auch der Preis, den nicht er, sondern Polen und Frankreich zahlen mußten. Bullitt zeigte ein besonders hohes Maß von Gewissenlosigkeit, aber schließlich führte er nur die Aufträge Roosevelts durch. Andererseits aber trug Bullitt durch seine ständigen Fehlinformationen über die militärischen Kräfteverhältnisse der beteiligten Staaten die Hauptverantwortung für die leichtfertigen Illusionen, denen Roosevelt sich über die militärischen Möglichkeiten eines kommenden Krieges hingab und auf denen er seine von falschen Kalkulationen gekennzeichnete Politik aufbaute. Roosevelt hat inzwischen durch die harte Wirklichkeit den Umfang dieser Illusionen erfahren müssen. Dies, so sollte man meinen, wäre schon ein Grund gewesen, sich von Bullitt zu trennen. Wenn er in dessen Bullitt auch einwilligen nach außen hin seine sichtbaren Funktionen übertrug, so ist es andererseits doch bekannt, daß sein Vertrauen zu diesem selbstverliebten Botschafter unerwünscht blieb. Offenbar ist der Präsident von der willenslosen Ergebenheit Bullitts zu sehr überzeugt, als daß er auf seine Dienste entschlüsselt verzichten möchte.

Welche Aufgaben Bullitt nun gegenwärtig in England erfüllt, ist noch unbekannt. In einer Presskonferenz äußerte er sich darüber nicht. Man weiß lediglich, daß er im Auftrag des Marineministers Knox fuhr. Der Londoner Korrespondent von „Stockholms Tidningen“ kann daher nur einige Vermutungen wiedergeben, die in dieser Richtung zur Zeit in England kursieren. Eine dieser Vermutungen läuft darauf hinaus, daß Bullitts Reise im Zusammenhang mit den Versuchen steht, die bisher so außerordentlich kostspieligen nordamerikanischen Geleitzüge nach Murmanst fortzuführen.

Nach einer anderen Version ist es seine Aufgabe, einen persönlichen Kontakt zu de Gaulle herzustellen, den Washington kürzlich „militärisch“ anerkannt hat und der sich gegenwärtig in London aufhält. Das englische Unterhaus braucht ja in diesen dunklen Tagen, wo eine Hiobsbotschaft der anderen folgt, eine kleine Verstärkung. Dazu wurde der französische Landesvertreter de Gaulle mobilisiert, der aus der bebaglichen Ruhe seines Offiziersstinos, wo er sonst mit den englischen Befehlshabern angenehm zu leben weiß, herausgerissen wurde, um den Erwählten des englischen Volkes als Tafelauffgänger vorzuführen zu werden. Der besonderen Bedeutung dieses geschichtlichen Ereignisses entsprechend, hat man das diesmal nicht bei einem Frühstück gemacht, sondern ihn ins Unterhaus gebeten. Den Sitzungssaal darf er natürlich nicht betreten, der ist nur für die Abgeordneten, aber tragenden Ausschussaal wurde zur Verfügung gestellt, der denn auch für die Neugierigen aus dem Unterhaus und Oberhaus durchaus genügt. Allzu groß scheint die Nachfrage nach de Gaulle also nicht gewesen zu sein. Trotzdem macht Reuters eine Haupt- und Staatsaktion daraus und gibt einen eigenen Hofbericht darüber aus. Den hat den Vorsitz geführt. Als der „erlauchte Gast“ den Saal betrat, standen die Erschienenen auf und sangen zu seiner Freude die Marseillaise. Es muß alles sehr schön gewesen sein; weniger schön das, was de Gaulle nun wirklich gesagt hat, denn darüber verliert Reuters kein Wort. Der Bericht begnügt sich mit dem nichtsagenden Satz, daß der General „die Arbeit des kämpfenden Frankreich beschrieb“. Worunter sich nun jeder das Entsprechende vorstellen kann. Denn dieses „kämpfende Frankreich“ ist ja im Grunde nur eine bessere englische Fremdenlegion, die überall da eingesetzt wird, wo es besonders harte Kämpfe gibt — siehe Dr. Sachse —, dafür wird sie von den Engländern bezahlt. Wenn sie den Ehrgeiz auf eine selbständige Meinung haben sollte, dann wird sie wie in Syrien gemahregelt. Aber vorläufig braucht man die Leute noch, deswegen

Der Brückenkopf Woronesch steht

Stoßtrupp hundert Kilometer hinter den feindlichen Kampflinien

Berlin, 17. Juli. Wie das Oberkommando der Wehrmacht zu den Kämpfen an der Ostfront mitteilt, wurde am 14. Juli im südlichen Frontabschnitt die Verfolgung des geslagenen Feindes unter Mitwirkung der Luftwaffe rasch fortgesetzt. Gegen den Brückenkopf Woronesch trug der Feind wiederum starke, von Panzern unterstützte Angriffe vor, die aber nach erbitterten Kämpfen zusammenbrachen. Der auf engem Raum angreifende Feind hatte sehr hohe Verluste an Menschen und Material. Schwere Ausfälle hatte der Feind auch bei der Abwehr vereinzelter örtlicher Angriffe nordwestlich Woronesch. Die deutschen Kampf-Flugzeuge fanden lohnende Ziele bei Angriffen auf den feindlichen Eisenbahnverkehr ostwärts Woronesch, wo mehrere Züge zum Entgleiten gebracht und die Bahnkörper der meist eingleisigen Strecke an vielen Stellen aufgerissen wurden.

Im mittleren Abschnitt scheiterten mehrere örtliche Angriffe des Feindes. Einen besonderen Erfolg errang in diesen Tagen ein aus Pionieren und Kradschützen gebildeter Stoßtrupp, der den Auftrag hatte, Sprengungen 100 Kilometer hinter den feindlichen Kampflinien durchzuführen. Der Stoßtrupp erreichte sein Ziel, vernichtete auf dem An- und Abmarsch ein Bom-

benflugzeug, vier Zugmaschinen sowie mehrere Kraftwagen und lebte mit Gefangenen in seine Ausgangs-Stellung zurück. Kampf-Flugzeuge belegten am Donnerstag in diesem Frontabschnitt Örtlichkeiten und Panzer-Ansammlungen des Feindes wirksam mit Bomben. Die Bolschewisten erlitten durch die Luftangriffe große Verluste an Menschen und Material, so daß die deutschen Truppen in Gegenstößen einige herrschende Stellungen gewinnen konnten. Andere deutsche Kampf-Flugzeuge bombardierten erneut den feindlichen Nachschubverkehr auf Bahnen und Straßen, wobei mehrere mit Truppen und Munition beladene Transportzüge sowie die Bahn-Anlagen wichtiger Verkehrsnotenpunkte durch Bombentreffer schwer beschädigt wurden.

Im nördlichen Abschnitt wurden vor den deutschen Brückenkopfstellungen am Wolchow Vereinstellungen feindlicher Infanterie und Panzer durch aus liegendes Feuer zerschlagen. Eine kleine, in dem Mittel des Brückenkopfes vorübergehend eingebrachte feindliche Kampfgruppe wurde vernichtet und dabei zwei Panzerkampfwagen abgeschossen. Kampf-Flugzeuge vom Typ He 111 unterstützten die Abwehrkämpfe und belegten die tief gestaffelten Graben-Systeme der Bolschewisten vor dem deutschen Brückenkopf wiederholt mit schweren Bomben.

Die Oppositions-Komödie im Unterhaus

Von unserer Berliner Schriftleitung

WS. Berlin, 17. Juli. Die Geheimdebatte des Unterhauses über die Tonnagefrage, d. h. über die enorm angestiegenen Schiffsverluste, war eine typisch parlamentarisch-demokratische Komödie, an deren Unberührbarkeit und Würdelosigkeit die Opposition genau so beteiligt ist wie die Regierungspartei und die Regierung selbst. Für die britische Öffentlichkeit mußte die Beurteilung dieses neuen scheinheiligen Parlamentstheaters schon durch die Tatsache gegeben sein, daß Churchill tatsächlich wieder gekündigt hat. Er wünscht also seine Person selbst nicht mit dem Venien zu belasten, was die Regierung in der Geheimdebatte den Abgeordneten zu sagen für gut fand. Ferner hat die britische Öffentlichkeit ein weitestgehendes Moment für die Beurteilung der wirklichen Lage in der Tonnagefrage, daß Churchill heute solche und ähnliche verabschiedete Probleme nicht mehr anders als in Geheimhaltungen erörtern lassen kann; denn durch seine fortgesetzten Lügen über die Schiffsbauten einerseits und über die angeblichen Fortschritte der Bekämpfung der U-Boote andererseits ist er heute gezwungen, entweder in geheimerer Weise weiter zu lügen oder die Wahrheit der Öffentlichkeit zu verweigern, wie es jetzt durch die kategorische Verweigerung einer Erklärung über die Schiffsfrage geschehen ist.

Die Opposition ihrerseits hatte sich unter Führung des Labour-Abgeordneten Shinwell stark gemacht, die Regierung mit 50 Mann unter Dru-

zu setzen. Diese Gruppe wollte die Frage: „Geheimhaltung oder nicht?“ mit einem nachdrücklichen Nein beantworten und eine öffentliche Debatte zu erzwingen versuchen. Diese 50 Mann sind geschlossen umgefallen: Shinwell stand mit seinen 9 auf weiter Flur. Der Vorgang bezeichnet wieder einmal die Tatsache, daß die Parlaments-Opposition in London eine bezahlte Regierungseinrichtung ist, die man nach Belieben durch Versprechungen oder Druckmittel ein- oder ausschaltet.

Nach vor zwei Tagen war in englischen Zeitungen zu lesen, die Mitglieder des Unterhauses seien Vertreter des Volkes, und das Volk habe einen Anspruch darauf, auf dem Wege über das Parlament wahrheitsgemäß unterrichtet zu werden. Nach dieser Geheimhaltung können die Engländer also die Tatsache vergleichen, daß die von ihnen gewählten Parlamentarier sich nicht als Volksvertreter, sondern ausschließlich als Parteigänger und Zuträger der Katastrophen-Regierung Churchill fühlen. Außerdem wissen sie nunmehr: Die Lage im Seekrieg im allgemeinen und in der Tonnagefrage im besonderen ist so ernst, daß sie dem Volk von der Regierung Churchill mit allen parlamentarischen Druckmitteln verheimlicht werden muß. Man kann auch in diesem Falle wieder nur sagen: Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. P. A. R.

werden sie als „Bundesgenossen“ gefeiert, vor allem in einem Augenblick, wo sonst nichts zu feiern ist und die kleinste Flamme eines Hoffnungsstimmers mit dem Blasebalg angepöft werden muß.

Im übrigen fährt Roosevelt mit zielbewusster Hartnäckigkeit fort, England auf fastem Wege zu befeuern. Er hat jetzt die Zahl seiner Wirtschafts- und Handelsfachverständigen wieder um einen vermehrt: Edward Stettinius ist als sein Vizeauftraggeber für das Pacht- und Leihprogramm in England eingetroffen. Er wird Besprechungen mit Churchill und anderen Verantwortlichen der britischen Regierung abhalten und eine Rundreise durch England, Schottland und Nord-Irland unternehmen.

Noch ein Kontrolleur für Churchill

Von unserer Berliner Schriftleitung

BS. Berlin, 17. Juli. In Fortführung der Durchsetzung des englischen Regierungs- und Verwaltungsapparates mit kontrollierenden amerikanischen Funktionären hat Roosevelt jetzt in London ein amerikanisches Informations-Büro eingerichtet und zu dessen Leiter den bisherigen maßgeblichen Funktionär für das Pacht- und Leihprogramm, Edward Stettinius, ernannt. Nun besteht zwar schon seit dem vergangenen Jahr ein britisches Informations-Büro in New York in Stärke von 4600 Köpfen, dessen Aufgabe aber nur darin besteht, die amerikanische Öffentlichkeit im Sinne stärksten Kriegseinsatzes aufzupumpen. Wenn Roosevelt in London ein sogenanntes Informations-Büro eröffnet, und damit die amerikanische Botschaft, die Handelsvertretung, das Koordinations-Büro, das Büro für das Pacht- und Leihgeschäft, um eine neue Beeinflussungsbehörde vermehrt, so liegt dieser Vorgang selbstverständlich in der Richtung der zunehmenden inneren Kontrolle Englands durch Amerika.

Stettinius ist 41 Jahre alt, hat bereits schwarzes Haar, dazu schwarze Augenbrauen, zeigt sich stets in der Bräune des Hollywood-Films.

Welterkundung in Kürze

Generalfeldmarschall v. Manstein, der Eroberer Sevastopol, befindet sich auf Einladung von Marshall Antonescu zu einem kurzen Erholungsurlaub in dem rumänischen Kurort Predeal.

Arbeitsmänner kehren aus Lappland zurück. Die vom Einsatz in Lappland zurückkehrenden Einheiten des RAD. wurden in Danzig durch Reichsarbeitsführer Dietrich begrüßt. Er sprach ihnen seine besondere Anerkennung aus und belobte den Einsatz dieser Arbeitsdienstabteilungen durch Verleihung eines Fahnenbandes mit der Aufschrift „Lappland 1941/42“.

Empfang einer Abordnung finnischer Offiziere. Im Beisein des finnischen Gesandten Professor Dr. Ristmäki begrüßte der Präsident der Nordischen Verbindungsstelle, Dr. Dräger, eine auf Einladung des Oberkommandos der Wehrmacht in Deutschland weilende Abordnung finnischer Offiziere als Delegation des mit Deutschland gemeinsam zur Vernichtung des Bolschewismus angetretenen finnischen Volkes.

USA brechen konsularische Beziehungen zu Finnland ab. Nach einer Reitermeldung aus Washington haben die Vereinigten Staaten alle konsularischen Beziehungen zu Finnland abgebrochen. — Es handelt sich bei dieser Maßnahme nicht um einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen USA und Finnland.

Schlechte ägyptische Eisenbahnen auf Veranlassung der Engländer verhaftet. In den letzten drei Wochen wurde, wie man aus Kairo erfährt, eine große Anzahl Personen des ägyptischen Eisenbahnpersonals verhaftet. Die Verhaftungen erfolgten aus politischen Gründen. Die britischen Behörden befürchten Sabotagehandlungen. Da infolge der Entlassungen bereits Betriebsstörungen eintreten, werden augenblicklich Schritte unternommen, um eine Anzahl der Verhafteten wieder freizulassen und sie ihren Arbeitsstellen wieder zuzuführen.

Erfolgreiche Landung der Japaner in Swanghwaun. Eine Einheit der japanischen Marine fuhren in den frühen Morgenstunden des Freitag ohne Blutvergießen eine erfolgreiche Landung in Swanghwaun durch, das an der Mündung des Pu-Huflusses in der Provinz Kwangsi liegt. Der japanische Landungssturm, der in Swanghwaun Fuß faßte, steht in Richtung auf Bamschibwei vor, das östlich von Wentschau in der Provinz Kiangsi liegt.

Der Schrei nach Schlacht-Erfolgen

Kritik und Selbstkritik des „Economist“

BS. Berlin, 17. Juli. (Eig. Bericht.) Drei ausgewählte Artikel brachte der Londoner „Economist“, die angelegentlich wirtschaftliche Zeitschrift Englands, um sich seine Sorgen über die Weltlage von der Seele zu reden. Er wird sehr offenherzig, auch in den mittelbaren Vorwürfen gegen Churchill, dem er entgegenhält, daß die öffentliche Meinung Erfolge in der Schlacht nicht aber im Abstimmen und Saal erwarte. Die Verantwortung liegt ganz allein bei Churchill, der ja in der Geschichte stehen oder fallen werde nach der Art, wie er das Pro-

blem der Befehlshührung zu lösen versuche, der vor allem vor der unüberwindlichen Aufgabe stehe, die Hindernisse von Zeit und Raum zu überwinden, die alle Operationen der Alliierten auf ihren weit verteilten Fronten lahmlegten. Damit ist dann das Sprungbrett gefunden zu einer eingehenden Untersuchung der englischen Positionen im Mittleren Osten, die sehr trübe Aussichten eröffnen. In allen Ländern des Mittleren Ostens schwele nach der englischen Niederlage in Nordafrika ein Brand, der die Folge einer jahrelangen geübten Gewaltpolitik sei. In Ägypten, in Syrien, im Iran und im Irak kämpften die Alliierten mit großen Ernährungsproblemen, was naturgemäß schwere Folgen auf ihre Stimmung habe. Infolgedessen seien die politischen Vorzeichen auch weiterhin sehr ungünstig. Auf wirtschaftlichem Gebiet sehe es nicht besser aus. Die letzten Folgerungen werden natürlich nicht gezogen, daß die Notlage aller dieser Länder nur verursacht wurde durch den Mißbrauch, den England trieb, indem es sie zu Operationsgebieten machte, wird begrifflicherweise verschwiegen. Aber die Erkenntnis, daß keines dieser Länder besondere Reue haben werde, sich mit dem Verlierer zu verbinden, wird immerhin ausgesprochen und soll dazu dienen, Alliierten zu zerschüren, die heute noch den klaren Blick in London trüben.

Nicht nur in London allein, denn auch den Amerikanern sagt der „Economist“ bittere Worte, wenn er meint, die Rückschlüsse in Libyen hätten eine gesunde Korrektur der Anschauung gebracht, daß „Produktionsbedürfnisse der amerikanischen Fabriken den Krieg gewinnen würden“. Die Zeitschrift kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß die politischen Vorzeichen für England sehr wenig günstig seien. Sie bemüht sich also immerhin, den Schleier zu zerreißen, den Churchill zur Verhüllung der Wahrheit über den ganzen englischsprachigen Teil der Erde zu legen sucht, und es ist mehr ein Augenblicksverständnis, wenn sie trotz allem zu dem Ergebnis kommt, daß ein Wunder geschehen müsse, wenn die vereinigten Nationen in Anbetracht ihrer Hilfsquellen besiegt würden. Der melancholische Schlußsatz, daß Wunder manchmal geschehen, unterstreicht die ganze Hoffnungslosigkeit, die aus diesem Spaziergang durch die Welt und den Erkenntnissen über die Bedeutung der Front im Mittleren Osten übrig bleibt.

„Economist“ zieht auch die Rede des Produktionsministers Lüttichow ins Lächerliche und weist ihm nach, daß er wiederholt fast in einem Atem die gegenständlichen Behauptungen ausgesprochen habe. Das Blatt betont, daß in der öffentlichen Meinung Ueberbahrung, Bestärkung und Beunruhigung weit verbreitet seien. Das volle Vertrauen könne nur durch einen Schlachterfolg wiederhergestellt werden. Dann fährt das Blatt mit einer deutlichen Wendung gegen Churchill fort, das wichtige strategische und taktische Problem, das jeder Befehlshührung zugrunde liege, müsse gelöst werden.

Nach dieser allgemeinen Kritik präzisiert der „Economist“ die Schwächen der britischen Kriegsführung.

Drei Lücken müßten ausgefüllt werden: es müsse ein einheitliches Oberkommando mit einem einzigen Befehlshaber geschaffen werden (dies ist bekanntlich bisher nicht gelungen, weil Churchill sich an Roosevelts Personalansprüchen stößt). Ferner müßten die Pläne und Entwürfe für Waffen aller Art unter einer verantwortlichen Stelle vereinheitlicht werden, und drittens sei es die größte Aufgabe, die Hindernisse von Zeit und Raum zu überwinden, die die Operationen der Alliierten auf ihren weitverstreuten Fronten störten. Es sei notwendig, daß die Nachschubstrategie und die Beschaffung von Waffenmodellen mit den Transportfragen in Uebereinstimmung gebracht würden, da jede Waffe nutzlos sei, die nicht an der Front eingesetzt werden könne. Das Blatt schließt mit einem Appell an Churchill, daß nur seine Politik die Dinge richtigstellen könne.

Etwa 1000 australische Kriegs- und Zivilgefangene ertrunken. Wie Domet aus Marinetellen erfährt, ist am 1. Juli der größte Teil von über 1000 australischen Kriegs- und Zivilgefangenen ertrunken, als ein japanisches Transportschiff, das die Gefangenen nach einer sicheren Zone befördern sollte, in den südlichen Gewässern von einem U-Boot versenkt wurde.

kommen muß, eine Tatsache, die von den Befürwortern steigender Produktionspreise im Sinne einer Anregung der Erzeugung meist völlig übersehen wird. Es könne in keiner Hinsicht genügt, etwa für einen Einzelfall den Sinn von höheren Erzeugerpreisen zu erweisen, da eben die Schäden nicht berücksichtigt würden, die dadurch in der Verteilung entstehen müßten. Das gelte auch für den zwischenstaatlichen Handel, und das Wort vom internationalen Preiswucher, das geträgt worden sei, habe tatsächlich keine Bedeutung. Es habe sich gezeigt, daß selbst die Käufer oft für hohe Preise eintreten, nur um den Export auf sich zu ziehen, getrieben von dem Ziel, Waren zu bekommen. Preissteigerungen dieser Art sind also nicht allein dem Exportland zur Last zu legen, sondern auch den Importeuren, die sie durch ihre Einstellung mit herbeiführen.

Nicht „Kosten“, sondern „Leistungspreis“ Der Preiskommissar beschäftigte sich weiter mit der Struktur des Preises und betonte, daß der sogenannte gerechte Preis, bei dem man nur ungefähr wisse, was man sich unter ihm vorzustellen habe, doch nicht gerecht zu bestimmen sei. Er schloßerte noch einmal die Nachteile, die sich aus dem auf den Kosten aufgebauten Preis dadurch ergeben haben, daß die Unternehmer kein Interesse an niedrigen Kosten haben konnten, weil ihr Gewinn um so höher wurde, als die Kosten hoch waren. So ergabe sich durch den sogenannten „Kostenpreis“ eine preisfeindliche Tendenz, der man dann durch den Uebergang zum sogenannten „Leistungspreis“ mit Erfolg entgegenwirken. Beispiel dafür ist die Festsetzung von Festpreisen, wie sie bei uns seit längerer Zeit vor sich gegangen ist, mit dem Erfolg, daß der Unternehmer so das Interesse an einer Kostenersparung gewonnen hat. Auch zwischenstaatlich gesehen sei es notwendig, zu dem Prinzip des Leistungspreises zu kommen, das heißt zu differenzierbaren feststehenden Preisen, wobei es in dieser Beziehung erleichternd ins Gewicht fällt, daß es sich bei den Gütern des zwischenstaatlichen Warenverkehrs hauptsächlich um typische Produkte handelt, bei denen das Festpreissystem ohne weiteres anwendbar ist.

Europäischer Preiswucher für den zwischenstaatlichen Verkehr notwendig

Entscheidend sei nun, welche Folgerungen man aus dieser Erkenntnis ziehen können müsse. Die Unterstellung, daß in der Preispolitik der europäischen Länder sei gegeben und nicht alle könnten von den gleichen politischen Voraussetzungen ausgehen. Das ist offensichtlich, da ohne eine bestimmte volkswirtschaftliche Ordnung eine richtige Preiskontrolle nicht erfolgreich durchgeführt werden kann. Im grundsätzlichen muß nach der Ansicht des Preiskommissars — trotzdem ein gemeinsames Ziel angestrebt werden: „Ein europäischer Preiswucher für den zwischenstaatlichen Warenverkehr“, der sich zweifellos als sehr fruchtbar für eine gezielte Zusammenarbeit erweisen wird. Dieser Grundgedanke ist zwar schon, wie Dr. Fischböck ausführte, in allen Abkommen ausdrücklich verankert worden, aber Änderungen im inneren Preisgefüge der Länder erschweren seine Einhaltung. Die Vereinbarungen können also nur dann wirksam werden, wenn das innerwirtschaftliche Preisniveau auf ihm angepaßt wird. Wenn man einfach, wie es an sich möglich wäre, eine Preissteigerung im zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehr anerkennen, das heißt in den Verrechnungsstellen zum Ausdruck kommen lassen würde, so würde man theoretisch das Gleichgewicht an sich erhalten können, das müßte aber durch die Schwächung der betreffenden Währung große Gefahren mit sich bringen, soweit es sich eben nicht um Ausnahmen handelt.

Keine Preisverhältnisse — endgültige Währungsrelationen

Der Angelpunkt der Frage liegt also darin, in welchem Grade es den Ländern, die mit uns Handel treiben, gelingt, mit ihrer inneren Preisbildung fertig zu werden, das heißt ihr Preisgefüge stabil zu halten. Können sie das, so ist die Frage gelöst und die Lösung des Preisproblems — des zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehrs gefunden worden. Welche weitreichenden Folgen sich aus diesen Zusammenhängen auch für die wirtschaftliche Zukunft der europäischen Länder ergeben können, wies Dr. Fischböck eindeutig nach. Die Festsetzung endgültiger Währungsrelationen durch das über das Reich laufende Zentralclearing ist notwendigerweise von dem Vorhandensein fester Preisverhältnisse abhängig. Es muß das besondere Interesse gerade der kleinen Länder sein, daß diese Voraussetzungen erhalten bleiben. Gewisse natürliche Unterschiede in den Währungspreisen hat es immer gegeben, aufgebaut auf der Verschiedenheit der sachlichen Voraussetzungen wie des Reichtums an Bodenschätzen, des wirtschaftlichen Entwicklungsstandes usw. Wo aber nun durch Störungen des Preisgefüges im Innern Veränderungen über diese gegebenen Strukturunterschiede hinaus in den Währungsrelationen eintreten, müssen sich außerordentlich weitreichende Konsequenzen herausstellen. In diesem Zusammenhang wies der Preiskommissar auf das Entgegengesetzte hin, das die deutsche Wirtschaftsführung zum Beispiel Holland gegenüber in den Fragen der Währung und des Zahlungsverkehrs bewiesen habe, ein Entgegengesetztes, das sich auf der Grundlage eines festen Währungsverhältnisses als sehr fruchtbar für den beiderseitigen Wirtschaftsverkehr gezeigt hat. Dabei war und ist natürlich Voraussetzung die Festhaltung der holländischen Preise bis zu der Grenze des deutschen Preisniveaus. Da man dies anerkennen müßte, so müßte auch von den Niederlanden erwartet werden, daß sie an dieser Grundvoraussetzung festhalten, das heißt vor allem konjunkturbedingte Preisänderungen ausschalten, um die Währungsgrundlage gesund zu halten.

Die außerordentlich klare Darlegung dieser für die europäische Kriegswirtschaft wie auch für die zukünftige Entwicklung in den Wirtschaften, die dem europäischen Raum angegeschlossen sind, gleichmaßen bedeutenden Erkenntnisse fand in der Versammlung einen starken Widerhall. Man muß sich allerorten in Europa darüber klar werden, daß nur mit Hilfe einer strengen inneren, auf die Erhaltung des Preisgefüges bedachten Preispolitik die notwendigen Grundlagen für einen gesunden Warenverkehr mit dem Reich zu erhalten ist, im Kriege wie auch später im Frieden. In der Möglichkeit der mit souveräner Sachkenntnis in freier Rede vorgetragenen Ausführungen des amtlichen Leiters der deutschen Preispolitik ist kein Zweifel möglich. Vogel.

Hauptgeschäftsführer: Hans Christian Meyer. Verlag u. Druck: W. Girardet, Wuppertal-Elberfeld. Preisliste 9.

Leistungspreis auch im Europahandel

Das Ziel: europäischer Preiswucher für den zwischenstaatlichen Warenverkehr Eine Rede des Reichskommissars für die Preisbildung

Von unserem nach dem Haag entsandten Schriftleitungsmitglied

BS. den Haag, 16. Juli 1942

Welche grundlegende Bedeutung der Preiswucher in Deutschland gewonnen hat, war bereits in den letzten Jahren vor dem Kriege klar geworden. Hätten wir nicht bereits seit 1936 eine organische Preispolitik getrieben, so wären wir zweifellos nicht in der Lage gewesen, die Wirtschaftskontrolle im Kriege mit den Erfolgen durchzuführen, wie sie praktisch erreicht worden sind. Je länger der Krieg dauert, um so wichtiger wird die strenge Durchführung des Preisstopps, und zwar nicht nur im Reich selbst, sondern auch in den anderen Ländern Europas, mit denen uns ein reger Warenaustausch verbindet. Die Probleme, die sich in dieser Beziehung ergeben, und deren grundlegende Bedeutung für die Kriegswirtschaft behandelte der Reichskommissar für die Preisbildung und Generalkommissar für die Wirtschaft in den Niederlanden, Dr. Fischböck, am Mittwoch vor den Mitgliedern der Sozialwirtschaftlichen Gesellschaft „Die Niederlande und Europa“, einer Vereinigung von Männern der holländischen Wirtschaft, die in diesem Rahmen an der Neuordnung des niederländischen Wirtschaftslebens im Rahmen der europäischen Lebensgemeinschaft mitarbeiten wollen. Die Bedeutung des Vortrages wurde noch durch die Teilnahme des Preiskommissars für die besetzten niederländischen Gebiete, Dr. Seitz-Inquart, besonders unterstrichen. Sein Thema lautete: „Preispolitik in Europa“.

Der Preiskommissar betonte eingangs, daß dieser Titel mit Absicht gewählt worden sei, da man von einer europäischen Preispolitik im eigentlichen Sinne noch nicht sprechen könne, da noch keine allgemeine Richtlinien dafür vorlägen, wenn sie auch später einmal gegeben sein könnten. Die

preispolitische Entwicklung in den Ländern Europas müsse heute noch von der Verschiedenartigkeit der bestehenden Voraussetzungen aus gesehen werden. Ganz allgemein erstreckte sich die Preispolitik auf fast alle Gebiete der Wirtschaft, wenn auch mit bestimmten Grenzen; dennoch aber führe sie kein Eigenleben, sondern sei ein Teil der Wirtschaftspolitik, die wieder selbst nur ein Teil der allgemeinen Staatspolitik sei. Augenblicklich gebe es noch kein fertiges System der Zusammenarbeit auf dem Preisgebiet in Europa; es herrsche das Prinzip der Dezentralisierung, wenn auch das Handeln nimmermehr vom gemeinsamen Gedanken beherrscht sein könne, daß heißt von dem beiderseitigen Ziel der Beseitigung aller Reibungen, der bestmöglichen Ausnutzung der vorhandenen Wirtschaftskräfte und der rationellsten Verteilung der produzierten Güter.

Stabilität gegen Egoismus der Länder und des einzelnen

Man könne für die Behandlung der Preisfrage zwei große geschichtliche Abschnitte in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte feststellen: einmal die Zeit vor dem ersten Weltkrieg, dann die Zeit nach 1918, in der die handelspolitischen Abmachungen im Vordergrund standen. Wenn heute die Preisfrage wesentlich entscheidender geworden sei, so deshalb, weil die Preisentwicklung zur Grundlage der Währung wurde, deren Fundament sie darstelle. Deutschland habe an der Stabilität der Reichsmarktwährung fest und könne das auch, da die Kaufkraft der Reichsmarktwährung praktisch gleichgeblieben sei. In diesem Sinne ist der Wert der deutschen Währung, wie es der Führer einmal ausdrückte, durch die Arbeit des Volkes gesichert. Diese Erkenntnis hat nun, wie

Dr. Fischböck ausführte, eine große Bedeutung nicht nur für den inländischen Wirtschaftsverkehr, sondern auch für den zwischenstaatlichen Austausch. Soll die Währung stabil bleiben, so müssen Veränderungen im Preisgefüge der verschiedenen Länder vermieden werden. Dabei habe man sich im Innern mit dem Egoismus des Einzelmenschen auseinanderzusetzen, der zu überwinden sei, und im zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehr gelte es, den Länder egoismus zu überwinden, soweit er versucht, quasi-monopolistische Lagen, wie sie sich aus der Kriegsentwicklung ergeben können, einseitig auszunutzen. Die Folge einer solchen Einstellung sei die gleiche wie bei der Betätigung des persönlichen Egoismus.

Preise und Verteilungskosten

In diesem Zusammenhang ging der Preiskommissar auf die Begründung von Preissteigerungen ein, die nach der liberalistischen Lehre als ein Mittel der Produktionsförderung angesehen werden. Diese Auffassung übersehe die einschneidende Bedeutung des Verteilungsproblems, das oft nicht richtig eingeschätzt werde. Wenn auch die Produktion und ihre Steigerung heute begrifflicherweise im Vordergrund der Bemühungen stehe, so müsse man doch erkennen, daß ohne eine sinnvolle Verteilung auch die Produktion nichts nützen könne. Er wies dann an einem schematischen Beispiel nach, welchen großen Anteil die Kosten der Verteilung im weitesten Sinne des Wortes, also Handel, Finanzierung, Verkehr, Rechtschutz usw., an den Güterpreisen haben, und zwar obwohl Ueberbahrungen der Verteilungskosten schon seit langem bekämpft und auch beseitigt worden sind. Daraus ergibt sich, daß jede Störung in der Verteilung volkswirtschaftlich eine ganz erhebliche Wirksamkeit be-

Ge...

RA. 16
hiet liegt der
das Gelände
worden. Da
8,8 und die
Widerstand
hinter ein p
Dünen, rauf
Und keine
daß eben hin
ien und ein
gen, ein eng
tenverbündun
bis die Funkt
liegen sich die
30 Meter vor
etwas vom T
Um die W
Baden aus
lichen Verteil
ten, die heru
Stahlhelme.
nicht weiter v
Der deutsc
nicht denken,
den ganzen T
umlaufen. I
mal erbenete
Vorfall ist a
miert eine fl
fährt von n
merkwürdige
Da sich
länder si
nimmasschüf
im Wasser d
gen genom
Offiziere und
Stabsarzt ein
sonenwagen.
sagte aus: „C
Krieg ist f
Ein andermal
seld nach Ver
von den eigen
vor einen St
entlang. Auf
wie die Kart
lichten Posten
enallische St
lich mehr bei
solche Abente
verwirrt, daß
die Verlegen
nau fragte:
Der Posten,
Frage in eigen
ob das Leuch
machte, schüt
Stabsarzt wi
und fährt, so
kommenen W
meter hinter
liche Karabin
Zeit Tagen
viel Schlaf u
stehende Eng
den. Ueberm
geleitet word
terie zu kurz
Ratzeugen,
postern oder
len die Män
Wetten aufsch
mitten Schlaf
Etwas auf
niedergerat
mehreren Ta
schla. Er h
Stunden, als
marisch geru
raden nach H
und in Spitt

Selbstmord vom Krieg in Afrika

Der Stabsarzt staunt — Der Schlaf des Gerechten

PA. 16. Juli. Tief drin im ägyptischen Gebiet liegt der Stab eines Sturm-Regiments. Das Gelände ist gerade von Engländern geräumt worden. Das unheimlich treffliche Feuer der 8,8 und die nachstoßenden Panzer haben jeden Widerstand aufgehoben. In unmittelbarer Nähe, hinter ein paar Hügel und einem Zaun von Dürren, raucht das Meer.

Und keiner der Offiziere und Männer ahnt, daß eben hinter jenen Hügel, von Kalksteinen und ein paar kümmerlichen Palmen verborgen, ein englischer Brigadeführer, dessen Nachrichtenverbindungen unterbrochen ist, nervös wartet, bis die Nachrichten wieder hergestellt ist. So liegen sich die feindlichen Stäbe gegenüber, kaum 50 Meter voneinander entfernt, und keiner ahnt etwas vom Dasein des anderen.

Um die Mittagszeit fährt der Stabsarzt zum Baden ans Wasser. Er fährt in einem englischen Deutscherwagen. Da steht er, der Stabsarzt, die herumlaufenden. Einige von ihnen tragen Stahlhelme. Das Fahrzeug des Stabsarztes wird nicht weiter beachtet.

Der deutsche Arzt stutzt. Zwar kann er sich nicht denken, daß hier, wo der eigene Stab schon den ganzen Tag liegt, noch Engländer frei herumlaufen. Auch deutsche Panzer tragen schon mal erbeutete britische Stahlhelme. Immerhin, Vorlicht ist angebracht. Er fährt zurück, alarmiert eine kleine Zahl bewaffneter Männer und fährt von neuem mit vor, nun dichter an das merkwürdige Lager heran.

Da sieht er, daß es wirklich Engländer sind. Schon nach den ersten Warnungsschüssen haben die Briten, die größtenteils im Wasser badeten, die Hände. Es werden gefangen genommen ein britischer General und 25 Offiziere und Mannschaften. Dazu erbeutet der Stabsarzt einen Motor-Panzer der Luft-Verbindungsabteilung. Einer der Engländer, ein Sergeant, sagte aus: „Es ist ja alles gleich, der Krieg ist für uns doch bald verloren.“

Ein andermal sucht dieser Stabsarzt das Schlachtfeld nach Verwundeten ab. Dabei gerät er weit von den eigenen Linien ab. Blosch kommt er vor einen Stachelstrauch. Eine schmale Riste führt entlang. Auf der anderen Seite sind Minenfelder wie die Karte sagt. Da steht er sich einem englischen Posten gegenüber. Hinter dem Posten englische Stellungen. Der Stabsarzt, der gedanklich mehr bei seinen Verwundeten weilte als auf solche Abenteuer gefaßt ist, ist im Augenblick so verwirrt, daß er stoppt und den Posten, nur um die Verlegenheit irgendwie zu überbrücken, ganz naiv fragt: „May I pass?“ („Kann ich passieren?“)

Der Posten, der es nun, daß diese unerwartete Frage in eigener Sprache ihn so verwirrt, oder ob das leuchtende rote Kreuz ihn unwillkürlich machte, schüttelte den Kopf: „No — no!“ Unser Stabsarzt wirft auch sofort seinen Wagen herum und fährt, so schnell der Motor es zuläßt, den gemeinsamen Weg zurück, beifried, als er ihn 2 Kilometer hinter sich hat, denn weiter schießen englische Karabiner auch nicht.

Zeit Tagen war es vorwärts gegangen, ohne viel Schlaf und ohne größere Ruhepause. Der ständige Engländer mußte weiter verfolgt werden. Uebermüdetes ist da im heißen Afrika geleistet worden. Nachts rollt sich eine Klatzbarrie zu fester Nacht zum Tag zusammen. In den Fahrzeugen, neben den Gewehren, auf Wagenpolstern oder einfach in den Sand der Wüste suchen die Männer sofort in Schlaf. Zelte bauen, Betten aufschlagen — das wären ja kostbare Minuten Schlafes, die verloren gehen würden.

Etwas außerhalb des Lagers hat sich ein Kanonier niedergelegt. Er schläft zum ersten Male seit mehreren Tagen wieder einen tiefen Soldaten-schlaf. Er hört auch nicht, wie nach wenigen Stunden, als der Mond aufsteht, zum Weiter-marsch gerufen wird. Er hört nicht, wie Kameraden nach ihm rufen, ihn zwischen Dornensträuchern und in Splitterlöchern suchen, es aber schließlich

aufgeben in der Annahme, er sei auf einem anderen Fahrzeug untergekommen. Da will es der Zufall, daß noch in der gleichen Nacht ein versprengter Panzer die Liegenschaft auffaßt. Die Besatzung findet den schlafenden deutschen Soldaten. Die Männer rütteln ihn, rufen: er rührt sich nicht.

Sufarenstreich im Wüstenkrieg

Ein Spähwagen

jagt die Besatzung eines britischen Wüstenlagers in die Flucht

Berlin, 16. Juli. Bei den Angriffsoperationen der deutschen und italienischen Truppen in Nordafrika ergab es sich aus der Art des Wüstenfeldzuges, daß häufig kleine, ganz auf sich selbst gestellte Kräftegruppen überraschende Erfolge hatten. Ein junger Leutnant erhielt den Auftrag, mit seinem Spähwagen eine ausgedehnte Erkundung in die offene Planie des Feindes hinein auszuführen. Tief in der Wüste und weitab von allen Verbindungen, wurde er nach Erfüllung seiner Aufgabe, die ohne Feindberührung verlief, von einem Sandsturm überrascht, der mit seinen rötlichen Staubmassen Menschen und Fahrzeuge bedeckte. Durch das schwierige Fahren in diesem Gelände war der Kraftstoffverbrauch höher geworden, als man vorausgesehen hatte. Als der Sandsturm vorüber war und der Leutnant seine Lage prüfte, wurde er sich darüber klar, daß der Kraftstoff nicht mehr für die Rückfahrt zur Truppe ausreichen würde. Aber er vertraute auf sein Soldatenglied und hoffte auf eine Begegnung mit Nachhuttruppen, um seine Benzinvorräte zu ergänzen.

Nachdem sich die beiden Fahrzeuge einige Stunden weiter durch Sanddünen und Felsklippen hindurchgearbeitet hatten, sahen die deutschen Soldaten vor sich im flimmernden Sonnenlicht ein Wüstenlager, ohne erkennen zu können, ob es ein eigenes oder ein feindliches Lager war. „Wo ein Lager ist, muß es auch Wasser und Kraftstoff geben — da muß ich hin!“

dachte der Leutnant und fuhr drauf los. Näher kommend, erkannte er jedoch plötzlich, daß er auf ein feindliches Lager zufohr. Er hielt seine Fahrzeuge in einer Dünenmulde an, beobachtete den Feind und beschloß, anzugreifen, zumal die Sonne und der von hinten kommende Wind zu einem Täuschungsmanöver günstig für ihn standen. Er ließ an die beiden Fahrzeuge einige Stride und größere Werkzeuge aus dem Fahrzeuglasten anbinden und fuhr los.

Die nachschleifenden Seile und Geräte bewirkten eine riesige Staubwolke, die der Wind vor den Fahrzeugen hertrieb. Aus dieser Staubwolke heraus eröffneten die deutschen Soldaten, als sie nahe genug herangekommen waren, das Feuer auf die überraschten Briten, die einem Angriff von Panzerkampfwagen gegenüber zu stehen glaubten. Ehe sich die Briten zu einer Abwehr zusammenziehen konnten, waren die deutschen Fahrzeuge heran und überführten einzelne Sicherungspostierungen mit ihren Maschinengewehren. Nur ein alter britischer Kolonialsergeant schob mit seinem MG in die Geschosse schreienden Staubwolken hinein. Einen Augenblick erkannte der Leutnant durch die Staubwolken seinen Gegner.

Obwohl von einem Zufallsstreifer verwundet, lenkte er sein Fahrzeug um und brauste geradeaus auf den Kampfstand des Briten zu. Mit polterndem Krachen bearbeitete der Spähwagen den Sergeanten und sein Maschinengewehr unter sich,

Von der „Faulen Mette“ zum „Tor“

Riesengeschütze in Vergangenheit und Gegenwart

Die Sensation der vorletzten Wochenschau waren die Riesengeschütze und Mörser, die wir Sevastopol zerrüttern sehen. Einer der großen Mörser trug den Namen Thor, und man konnte angesichts dieser gigantischen Kriegsmaschine recht wohl an Thors zerschmetternden Hammer denken.

Auch im Mittelalter, als man noch Stein- und Eisenkugeln verschloß, hat es bereits ähnliche Kaliber gegeben. So hat Henning Büsching im Jahre 1411 für die Stadt Braunschweig ein Geschütz gegossen, das unter dem Namen „Faulen Mette“ berühmt geworden ist. Es hatte ein Kaliber von 65 Zentimeter und schloßerte 400 Kilogramm schwere Steinkeulen. Nicht ganz so groß, aber als technische Leistung noch bemerkenswerter ist die „Dulle Griet“ von Gent, die dort heute noch auf dem Freizeitsmarkt zu sehen ist. Das fast 5 Meter lange Rohr hat eine Bohrung von 62 Zentimeter und besteht aus 32 schmiedeeisernen Barren, die durch 41 verlöthete Eisenringe zusammengehalten werden.

Ein Kaliber von 63,5 Zentimeter bei einer Rohrlänge von 5,25 Meter hat das 1464 unter Mohammed II. vor Adrianopel gegossene Geschütz aufzuweisen, das heute im Arsenal zu Konstantinopel aufbewahrt wird, während eines der größten Geschütze, das überhaupt in der Vergangenheit hergestellt worden ist, seinen Platz im Arsenal zu

Moskau fand. Es hat bei einer Länge von 6,78 Meter eine Bohrung von 114,8 Zentimeter.

Das Geschütz dieser Art unter damaligen Verhältnissen äußerst schwerfällig waren, ist verständlich. So erforderte das Geschütz „Chriemhild“ der Stadt Nürnberg, das Geschütze von 5,5 Zentner schwere schloßerte, ein Gespann von 16 kräftigen Pferden. Auf vier von je vier Pferden gezogenen Wagen führte man weiter die elf Steinkeulen mit, die man zu verschießen gedachte. Diesem Aufwand entsprach auch, wenigstens in der ersten Zeit, der Erfolg. Brachte doch ein einziger Schuß aus der bekannten „Fanten Grete“, die Burggraf Friedrich I. in die Mark Brandenburg brachte, die Burg Blau in die Hand des Hohenzollern, während Karl VIII. auf seinem Zuge durch Italien 1491 die Festung Monte di San Giovanni bereits nach einstufiger Beschlebung erstickern konnte.

Eine Revolution in der Geschichte des Geschützwesens legte ein, als man es lernte, Geschütze aus Eisen zu gießen. Als eine Folge dieser Einführung, um die sich vor allem Kaiser Maximilian bemühte, ist es anzusehen, daß für lange Zeit die großen Kaliber in Fortfall kamen, die erst in unseren Tagen unter völlig anderen Voraussetzungen wieder zu Bedeutung gelangt sind.

hoch blieb das Fahrzeug selbst im Schützenloch stehen. Der deutsche Offizier und seine Begleitung sprangen ab und brachen mit Feuerhosen ihrer Maschinenpistolen den letzten feindlichen Widerstand, während die Besatzung des Wagens die in die Wüste fliehenden Briten beschloß. Als sich die Staubwolken verzogen, sahen die deutschen Soldaten, daß sie ein gutes Duzend Briten gefangen und daß einige deutsche Soldaten, die bei einer früheren Erkundung weniger Glück hatten, aus der Gefangenschaft befreit waren.

Der Sohn eines bekannten deutschen Arztes ist gerichtet. In Berlin hat die Aburteilung und Hinrichtung des Sohnes des bekannten Arztes Dr. Wolff in Berlin durch die britisch-australischen Militärbehörden große Empörung hervorgerufen. Dr. Wolff ist ein gelehrter Arzt und gilt als arabischer Nationalist. Er hat an deutschen Universitäten studiert und ist mit einer Deutschen verheiratet. Vor wenigen Tagen ließ er seinen Sohn, der ebenfalls in Deutschland studierte, nach Hause kommen, und die Befehlshaber der britischen Armee ohne jede Schwierigkeiten das Einreiseverbot. Als der junge Wolff ankam, wurde er verhaftet und nach kurzem Gerichtsverfahren hingerichtet. Deshalb er zum Tode verurteilt wurde, wird nicht bekanntgegeben.

Rangurubplage in Australien. Nach einer Meldung in „The Daily Telegraph“ erzählt man aus Melbourne, daß eine richtige Rangurubplage in Australien fast bemerkbar mache. Große Rangurub-Herden überfluteten die Felder, zerstörten die Ernte und stießen die Säen auf. Die Bauern haben bereits um Hilfe von militärischer Seite nachgesucht, und man jagt nun die Rangurub auf den australischen Getreidefeldern. Selbst die Einfriedigung von Getreidefeldern haben nicht immer den gewünschten Erfolg, da die Rangurub über ziemlich hohe Hindernisse springen können.

„Männer schlagen Schlachten“

Schau über Schlachtfelder zweier Jahrhunderte

„Eine Schlacht ist ein Kunstwerk. Es ist die einmalige Schöpfung eines soldatisch begnadeten Menschen“. Wer dachte bei diesen Sätzen, die dieses lehrreiche Buch *) einleitet, nicht an den Feldherrn Adolf Hitler? In ihm hat es sich, wie vielleicht noch nie vorher in der Geschichte, erfüllt, daß Schlachten die Kunstwerke eines militärisch schöpferischen Menschen wurden — obwohl der moderne Krieg Maßstäbe kennt, im Vergleich zu denen die Schlachten etwa Friedrichs des Großen wie Schachmännchen erscheinen — was gegen ihre Zerstörer natürlich nichts besagt. Trotzdem ist dieses Buch nicht geschrieben, um den Schlachtenruhm des Führers zu erhöhen: es verurteilt ihn aber. Dem Verfasser, der unseren Lesern auch als gelegentlicher Mitarbeiter unserer Zeitung bekannt ist, ist es im Sinne der oben zitierten Sätze gelungen, das Wesentliche der von ihm geschilderten Schlachten — beginnend bei Friedrich dem Großen und endend beim Kampf um die Maginot-Linie — herauszuarbeiten. So kurz die einzelnen Darstellungen sind, so klar vermitteln sie den Eindruck, daß es fast immer auf die Führung ankommt, auf die Persönlichkeit, die ihren Willen den Truppen mitzugeben wußte, nachdem ihr militärisches Ingenium die Schlacht „entworfen“ hatte. Nicht immer reichten Wille und Genie des Führenden aus — und wenn auch der Sieg nicht immer nur davon abhing, so war die Qualität des obersten Befehlshabers doch sehr oft auch dann erfolgreich, wenn die Gesamtlage den Sieg eigentlich der anderen Seite zuzuwenden schien. Benard's Buch, dessen Einzelschilderungen in strenger, klarer militärischer Sprache gehalten und jeweils durch eine einfache Kartenskizze sowie durch meist zeitgenössische Abbildungen ergänzt sind, dürfte jedem, der das große kriegerische Geschehen unserer Tage offenen Sinnes verfolgt, etwas geben: nämlich die geschichtliche Vergleichsmöglichkeit, deren Benutzung erst die ganze Größe der Gegenwart erkennen läßt.

Hans Chr. Meyer.

*) Männer schlagen Schlachten. Von Oberleutnant a. D. Albert Benard. (Hrsg. Schneider, Berlin, und Leipzig). Gebunden 6,50 RM.



(22. Fortsetzung)

„Wieviel will er dafür haben?“
Sie suchte die Antwort.
„Jedenfalls ist unser Kontinent der geeignete Platz für Bilder, deren Wert nicht genau festgelegt“, sagt er zuversichtlich. „Es muß jemand hin-fahren und es sich ansehen. Nabel versteht eine Menge davon. Herta, das Geschäft machen wir!“

So hat er ihr zum Schluß doch noch etwas Nettes gesagt.

„Ich sehe dich zum Diner. Gehe in den Garten und ruhe dich aus. Bis nachher.“

Herta ist allein.

Sie legt sich aufs Bett und ruht sich aus. Wie wohl das tut, so ganz ohne Pflichten zu sein, wenn man wochenlang herumgelaufen ist, um eine Pflicht zu suchen — wenn man Speisen und Getränke heranbringen mußte, daß es einem vor den Augen tanzte und man abends todmüde ins Bett sank.

Wie wohl es tut, trotz allem, in Clem's Nähe zu sein! Das Wochenende ist lang, und so viel Schönes kann noch geschehen. Sie beschließt, zum Diner so veranlagt und strahlend und sorglos zu erscheinen wie die anderen. Nur nicht grübeln. Schon sein. Vergessen. Sie holt tief Atem.

Nach einer Stunde ertönt der melodische Gong. Herta geht hinunter in die Halle. Da sitzen und stehen sie, ihre Freunde, wie sie dunkel sieht. In kleinen Gruppen zu zweit und zu dritt, es mögen etwa fünfzehn Gäste geladen sein.

Wie sie die Treppe hinuntergeht, sieht sie den Schmuckkasten dastehen, ein Cocktailglas in der Hand.

Es ist Jnes, das eine der beiden Goya-Mädchen. Herta lächelt also Jnes an, und der Schmuckkasten erkennt sie wieder. Hallo, die Dame aus dem Restaurant, sagt sie erfreut und laut.

„Guten Abend“, sagt Herta.
„So“, sie zieht bedauernd die Brauen in die Höhe. „Haben Sie die Stellung verloren? Das tut mir leid.“

Jnes mühte wissen, daß durch ihre Schuld Herta den Job verlor.

Aber Clem, der sie betrachtet, läßt nicht zu, daß Jnes sich ihren Kopf darüber zerbricht. „Nur“, ruft er, „nicht Erinnerungen austauschen! Lieber was trinken!“

Herta ist unsicher neben Jnes, nicht wegen des Rindfleischporzells und der damit verbundenen Millionen, sondern weil sie fühlt, daß diese Jnes so sicher ist — ihrer selbst sicher und auch Clem's.

Aber da ist ja Nabel. Sie ist die einzige, die sich nicht verändert. Still und wartend steht sie da, und Herta geht auf sie zu und kann nicht viel sagen. Aber Nabel sieht so aus, als wisse sie alles von Hertas kleinen und großen Sorgen. Sie führt sie hinaus zur Terrasse.

„Du“, sagt Nabel, „die ganze Zeit habe ich an Europa denken müssen. Ich hatte einen Brief von Professor Scholz, meinem lieben alten Musiklehrer. Er ist drüben, bei euch in Deutschland, in einem kleinen Schwarzwalddorf bei Freunden. Er schreibt, ich solle für ein Jahr herüberkommen und bei einem berühmten Lehrer Unterricht nehmen, sonst fahre ich die letzten Dinge lernen. Das ist schon halb einverstanden. Wenn wir nur zusammen fahren würden, Herta!“

„Nach Europa?“ Herta blickt verloren ins Weite, in die unermeßliche Ferne der verdorrten Pampas. Noch hat sie die Schritte der Ocean-dampfer im Ohr, die ihr Sirenenheul über die Stadt ziehen ließen.

Es darf nicht sein... denkt sie. Clem ist hier. Ich muß Geld verdienen. Ich kann Jochen so nicht wiedersehen. Ich bin noch nicht so weit. Ich muß hier bleiben, Nabel“, sagt sie laut. „Ich habe es mir vorgenommen.“ Und Nabel bringt nicht mehr in sie, als sie das entschlossene Gesicht Hertas ansieht.

Es geht zu Tisch. Die Tafel ist lang. Herta sitzt sehr weit von Clem fort. Sie kann ihn nicht sehen. Aber Jnes sitzt ihr schräg gegenüber, und wenn Jnes in eine gewisse Richtung lächelt, dann weiß Herta nicht, ob das Lächeln in ihrem eigenen Gesicht noch richtig funktioniert.

Für Audrey ist es ein großer Tag. Sie ist die Gastgeberin. Die sechs Armbänder um ihre mageren Arme klirren erregt. Man plaudert über Kunst, was sich immer sehr gut macht.

Audrey kann mitreden. Sie hat früher einmal zwei mittelmäßige florentinische Gemälde auf einer Versteigerung erworben, die jetzt im Speisezimmer hängen und jeden Abend angestrahlt

werden. „Sie haben eine Unmenge Geld gekostet“, murmelt sie beiseiden.

Carlos D. Krüger hat die Bilder nun schon oft gesehen, aber sein Sohn Clem dreht sich un-erwartet nach ihnen um.

„Votice!“ fragt er und wischt sich den Mund an der Serviette.

„Wie bitte?“ fragt Audrey kampfbereit. Ihr Sohn hat sich noch nie für Bilder interessiert.

„Votice!“, sagt Clem. „Reinigt doch jeder Mensch. Ich habe die Gelegenheit, einen tadellosen zu kaufen.“

„Wir sprechen von Bildern“, sagt Audrey fassungslos, nicht von Automobilen.

„Ganz recht“, sagt Clem unerschütterlich. „Du weißt wohl nicht, daß Votice! der Meister der Triebrennmaschine ist?“

Diesel Worte vernahmen die Krügers noch nie von ihrem Sprößling.

„Ich weiß es“, sagt Audrey mit Haltung, „aber ich freue mich, daß auch du dich dafür interessierst.“

„Ja“, sagt Clem, munter laufend, „ich kann billige einen Votice! kaufen und ihn für das Zwanzigfache wiederverkaufen, bei 35 Prozent Beteiligung am Mehrerlös. Es müßte nur jemand sich das Bild nochmal ansehen, auf Echtheit hin. Aber selbst, wenn es nicht echt ist...“

Er blickt sich in der Runde der Gäste um, schweigt dann aber lieber. Wir müßten Nabel hinziehen. Sie versteht sich doch auf solchen Kram.“

Kram ist eine Enttäuschung, mein lieber Sohn“, sagt Audrey mit Würde.

Aber alles blickt zu Nabel hin.

Und Krüger senior sagt mit liebenswerter Feierlichkeit: „Es ist soviel schon halb be-schlossen, daß Nabel für ein Jahr nach Europa geht, um sich in der Musik weiter auszubilden. Nun haben wir einen Grund mehr.“

Kleine Pause.

Dann aber legt ein erregtes Stimmengewirr ein. Europa ist zum Fleischhaken ein sehr dankbares Gesprächsthema. Alles überbietet sich in Lobpreisungen des zwar lächerlichen, aber doch unendlich lebenswürdigen alten Erdteils.

„Nur in der Rue de Rivoli“, sagt eine Dame, und sie beschreibt umständlich die Ede, kann ein anfänglicher Mensch keine Seife kaufen.“ Eine andere spricht von einem Restaurant in Vologna, klein und apart, und nur da verstehe man wirk-lich etwas von spaghetti al sugo.

frechen, aber reizenden sizilianischen Reiner, mit dem sie beinahe durchgebrannt wäre.

„Aber heiraten würde ich nie einen Europäer. Es gibt zum Glück noch in unserem Lande Männer, die einen festhalten!“

Und sie hebt ihr Glas, und zwar in jene Rich-tung, die Herta von ihrem Platz aus nicht sehen kann.

Sie ist allein, wie auf einer Insel, um sie brandet das schnelle, wipige Gespräch, hin und her, freuz und quer, liebenswürdig und geistesgegen-wärtiger Unfuss. Eine großartig gelungene Party, stellt Audrey fest.

So fällt es auch weiter nicht auf, als beim Dessert Herta mit einem kleinen Entschuldigungs-wort aufsteht und hinter der nächsten Tür ver-schwindet.

Clem hat es gar nicht wahrgenommen. Er fragt gerade über den Tisch weg Jnes nach dem Unterschied zwischen einem Säugtier und einem Staubsauger.

Herta rennt in ihr geblümtes Zimmer hinauf, packt, von Schluchzen unterbrochen, die Kleinge-keiten zusammen, geht die Treppe wieder hin-unter, bleibt noch laufend an der Tür stehen. Da hört sie Clem's Stimme: „Zwischen einem Staubsauger und einem Säugtier ist der Unter-schied der...“

Nein, sie will es nicht erfahren. Sie dreht sich um, und ihr Blick trifft die sanften, erlauchten Augen des alten Waberdoms. Sie geht an sei-nem fragenden Blick vorbei, nur hinaus, ... hinaus, gleich wohin ... nur fort von Clem!

Sie geht die Chaussee zu Fuß. Wenige Men-schen gehen in Argentinien eine Autostraße zu Fuß. Ein paar Wagen halten an, sie winkt ab. Endlich, als sie ein alter Jagiendero mit verwit-tertem Gesicht auffordert, steigt sie ein. Er bringt sie nach San Luis zur Station.

Sie nimmt eine Fahrkarte nach Buenos Aires. Die Räder rollen ihr lieb: Ver-giß ... ihn! Ver-giß ... ihn! Kämpfen, lachen ... Nimm es leicht!

Als sie in Buenos Aires spät abends ankommt, hat sie nichts und niemand. Jetzt erst ist sie richtig heimlos. Jetzt erst ist sie eine von den Millionen Europäern, die aus den Tränen der Ausichtslosigkeit ihrer Existenz sich eine Zukunft aufbauen.

Sie geht in die Richtung der Calle Bebedero. Sie will wenigstens deutsche Laute um sich hören, — wenn sie selbst auch allein ist.

(Fortsetzung folgt.)

... ..

